

Tot ist das neue Sexy

«Die Braut des Grauens» ist ein gruselig-schöner «Sherlock»-Film

CLAUDIA SCHWARTZ

Warten auf Sherlock. Das kann sich hinziehen. Benedict Cumberbatch machte erst die Rolle des exzentrischen bis genialischen Detektivs zum international gefeierten Star, so dass ihm mittlerweile kaum mehr Zeit bleibt für längere Serien-Dreharbeiten. Die Sherlock-Gemeinde – Opfer ihres eigenen Kults. Um die Wartezeit zwischen der dritten und der vierten Staffel (2017) zu verkürzen, hat sich die BBC nun ein (dort am Neujahr ausgestrahltes) «Sherlock»-Special ausgedacht, das allerdings weit über einen verschämten Pausenfüller hinausgeht. Der bisher zehnte «Sherlock»-Film der 2010 gestarteten Reihe erweist sich als kleines Kunststück: «Die Braut des Grauens» (Original: «The Abominable Bride») ist ein rasantes, düster inszeniertes und pointenreiches Vergnügen, bei dem man zusehends vergisst, dass hier mit der Erstausrahlung im deutschen Fernsehen leider nur die deutsche Synchronversion geboten wird. Der haarsträubende Fall der Emelia Ricoletti (Natascha O’Keeffe) zelebriert in ironischer Spiegelung den sehnsüchtigen Hang zum Übernatürlichen im ausgehenden 19. Jahrhundert. Mit dem rätselhaften Geschehen rund um Emelia, die ihren Mann und sich selber umgebracht haben soll und deren Verbrechen offenbar eine Reihe von Nachahmungstätern auf den Plan ruft, befinden wir uns mitten in Sherlocks, pardon: Arthur Conan Doyles, viktorianischer Epoche. Das allerdings bedeutet einen Bruch mit der dritten Staffel, in der Sherlock noch ganz Kind des 21. Jahrhunderts ist; nicht zuletzt die filmische Kunst selbst musste sich hier dem digitalen Zeitgeist bis zur Selbstauflösung unterwerfen. So etwas kann auf Dauer ermüden.

Sherlock greift nun also wieder zur Pfeife statt zum Nikotinpflaster, wozu Professor Moriarty das so unzeitgemässe wie passende Motto – «Dead is the new sexy» – beisteuert. Wieweit sich hier eine stilistische Richtungsänderung hin zur vierten Staffel abzeichnet, bleibt abzuwarten. Die Aufmerksamkeit scheint den demnächst beginnenden Dreharbeiten gewiss zu sein – zum Leidwesen der Produzenten, welchen die



Sherlocks Pfeife in fester Hand: Benedict Cumberbatch.

vorzeitigen Enthüllungen in den sozialen Netzwerken im Nacken sitzen. «Die Braut des Grauens» führt die Figur Sherlocks wieder zurück dorthin, wo ihn die erste und zweite Staffel anlegten: als modernen, sanft in unsere beschleunigte Gegenwart gebeamteten Klassiker. Dass das Drehbuch von Mark Gatiss und Steven Moffat am Ende eine

feministische Finte unter dem Deckmäntelchen der Suffragettenbewegung hervorzaubert, ist nur eine der zahlreichen Überraschungen in dem filmischen Vergnügen, das man auf keinen Fall verpassen sollte.

«Die Braut des Grauens», Ostermontag, 28. März, um 21:45 Uhr in der ARD.

So muss sich der Krieg anfühlen

Die Stunde des Terrors in Brüssel. Von Erwin Mortier

Der letzte Dienstag schien der erste richtige Frühlingstag zu werden. Die Stadt Gent war in goldenes Morgenlicht getaucht. Nach dem Frühstück ging mein Mann wie gewohnt um acht Uhr aus dem Haus, um mit dem Zug nach Brüssel zu fahren. Ich blieb noch eine Weile beim Morgenkaffee sitzen und las.

Als die ersten Meldungen kamen über Explosionen in der Abflughalle des Brüsseler Flughafens und als von Rauchschwaden die Rede war, dachte ich noch: «Das konnte nicht ausbleiben und war zu erwarten gewesen. Früher oder später mussten die Schiessereien auch Brüssel erreichen. Die Polizei kann nicht jeden bewachen.» Und ich ging unter die Dusche.

Auf einmal ganz nah

Ich war noch nicht ganz angekleidet, als am Radio gemeldet wurde, dass es auch in der U-Bahn eine Explosion gegeben habe, in unmittelbarer Nähe der EU-Bahnhöfen. Rauch stieg auf über dem U-Bahn-Ausgang, hiess es, und Menschen würden nach draussen flüchten. Auf der Stelle veränderte sich etwas, das bis dahin immer sehr fern gesehen war, in etwas, das nun ganz nah kam: Denn mir wurde klar, dies war die Metrolinie, mit der mein Mann jeden Tag um diese Zeit herumfährt.

Was macht man in einem solchen Augenblick? Man versucht zu telefonieren. Aber das Funktelefonnetz war überlastet; es kamen kaum noch Verbindungen zustande. Gleichzeitig begannen die sozialen Netzwerke heisszulaufen. Schlagartig erschienen überall die schrecklichsten Bilder von Trümmern und Leichen. Die Regierung wiederum rief zu Ruhe und Besonnenheit auf. Und am Fernsehen schwoll ein konstanter Fluss an Expertenmeinungen und Zeugenberichten an, der für den Rest des Tages und den ganzen Abend über uns hereinbrach und nicht mehr versiegen sollte.

Meine Schwestern verschickten besorgte Kurznachrichten, auch mein Vater. Mein Bruder und seine Frau arbeiteten ebenfalls in Brüssel. Sie waren in diesem Augenblick vermutlich auch auf dem Weg zur Arbeit im Zentrum der Hauptstadt. Niemand hatte etwas von ihnen gehört. Wo waren sie, wo war mein Mann? War er gesund und sicher in der Redaktion angekommen? Sass er irgendwo fest – oder gar schlimmer noch?

Ich fühlte mich nackt und zerbrechlich. Ein verletzbare, ängstliches Tier. Zugleich dachte ich: «Genau das wollen die Täter. In uns alle einbrechen. In unser fruchtbares Leben, in unsere aufgeschreckten Seelen. Reiss dich zusammen!» Aber natürlich half das nicht viel. Angst ist definitionsgemäss kopflos.

Und zwischen durch führen in der Frühlingssonne die Touristenboote hin und her auf dem alten Stadtkanal unter

den Fenstern unseres Hauses. Auf dem Plätzchen am Ufer spielten Schulkindern mit einem Ball. Unter den Trauerweiden küsst sich Pärchen den Winter aus dem Leib. Wussten sie es noch nicht? Konnte man so gleichgültig sein? Oder wollten sie gerade demonstrieren, dass sie sich nicht einschüchtern liessen?

Die Telefonverbindungen blieben überlastet. Die Behörden baten, die Leitungen freizuhalten für die Polizei und die Hilfskräfte. Es blieb einem nichts anderes, als zu warten.

Immer grässlicher wurden die Bilder mittlerweile am Fernsehen. Ich tigerte von Zimmer zu Zimmer, in der vergeblichen Hoffnung, die Angst würde zurückbleiben, oder auch einfach nur um nicht stillstehen zu müssen und mich machtlos zu fühlen.

Endlich, gegen zwölf Uhr kam die erlösende Nachricht. «Ich bin sicher beim Rundfunk angekommen, weiss aber nicht, ob ich heute noch nach Hause kommen kann.»

Etwas später dann auch eine Nachricht von Bruder und Schwägerin: «Wir sind sicher – aber eingeschlossen – in unseren Büros, jedoch mitten in der Kriegszone.» Sie hatten gerade die Metro verlassen, als die Bombe explodierte.

Zug, Bus oder Taxi?

Die Angst wich der Erleichterung, dann der Trauer. Später am Nachmittag hatte ich eine Verabredung in einem Theater in Antwerpen.

«Soll ich mit dem Zug bis zum Hauptbahnhof fahren – oder nicht doch besser an der Haltestelle eines Vorortes aussteigen und dann mit Bus oder Tram weiter bis ins Zentrum?», fragte ich mich. «Nein, besser nicht mit dem Bus, vielleicht doch lieber gleich mit einem Taxi.»

Ich empfand Trauer, als ich dachte: «So muss sich der Krieg anfühlen. So leben viele Menschen in allzu vielen Städten überall auf der Welt: den sichersten Weg zum Marktplatz herausfinden, täglich die Kinder zur Schule bringen, ohne zu wissen, ob sie einander am Abend unversehrt wiederssehen werden.»

Am Bahnhof herrschte eine Art flüsternd sanfter Trauer. Reisende teilten miteinander ihr Mitgefühl für die Toten in Brüssel. Aber auch ihren Zorn. Auf den Stufen zum Perron stand ein junger Polizist mit einer kugelsicheren Weste und mit einer automatischen Waffe im Anschlag und gab sein Bestes, um sowohl wachsam wie zugleich nicht allzu einschüchternd auszusehen.

Viele Passanten nickten ihm dankbar zu.

«Gute Reise», flüsterte er ein paar-mal verlegen.

Der Schriftsteller Erwin Mortier, geb. 1965 in Flandern, lebt in Gent. Bei Dumont ist 2010 sein Roman «Götterschlaf» erschienen.

Aus dem Niederländischen von rbl.

Radikalisierung, Islamophobie

Islamexperte Gilles Kepel kritisiert zwei Schlagworte

MARC ZITZMANN, PARIS

«Der Kaiser ist nackt», konstatierte Gilles Kepel unlängst in der Tageszeitung «Libération». Der Pariser Islamexperte geisselte die Unfähigkeit von Frankreichs Geisteswissenschaftlern, das Phänomen des einheimischen Jihadismus zu durchdringen. Schuld daran sei zum einen «eine gedankenlose Politik der Zerstörung», was Studienprogramme zur arabischen und muslimischen Welt angehe, sprich: der fortschreitende Abbau von Forschungs- und Lehrstellen für Spezialisten an den Universitäten und Instituten der in diesem Feld einst führenden Grande Nation. Zum andern jedoch auch die «vernebelnde» Wirkung der Schlagworte «Radikalisierung» und «Islamophobie».

Zumal der Slogan «Islamisierung der Radikalität», den der Islamexperte Olivier Roy popularisiert hat, zeuge von intellektueller Unredlichkeit. «Die These hinter der griffigen Formel», so verdeutlicht Kepel im Gespräch mit der NZZ seine Kritik, «verwässert die Spezifik des einheimischen Jihadismus im Gemeinplatz eines Generationenphänomens: der islamistische Terror als Jugendrevolte, als Ausdruck des Nihilismus junger Menschen ohne Halt im Leben, als zeitgenössisches Pendant zu

den Missetaten der Rote-Armee-Fraktion und der Brigade Rosse ...» Das sei die Sichtweise einst linksorientierter Intellektueller, die wähten, heute wiederhole sich, was sie in ihrer Jugend mit-erlebt hätten. Die Formulierung «Islamisierung der Radikalität» erlaube es ihnen, ihre Machtposition im akademischen Feld zu behaupten und vergessen zu machen, dass sie in jüngerer Zeit nicht viel zum Thema geforscht, weder Arabisch gelernt noch Gefängnisse oder Problem-Banlieues unter die Lupe genommen hätten.

Natürlich liessen sich Bezugspunkte zum Linksterrorismus von einst finden. Aber was dem Jihadismus ureigen sei – seine engen Bande zum Salafismus, sein umfangreicher Textkorpus, der eine einschlägige «Ideengeschichte» zu entwerfen gestatte –, werde so ausgeblendet. «Dabei gilt es gerade aufzuzeigen, dass den islamistischen Terrorismus eine Vision beflügelt, die auf einen Bruch mit den europäischen Werten abzielt, und dass er Ausdruck eines innerislamischen Kampfes um die Deutungshoheit gegenüber dem «wahren Glauben» ist.»

Ein Hinderungsgrund für ein besseres Verständnis des einheimischen Jihadismus ist laut Kepel auch der Vorwurf der «Islamophobie». Angriffe gegen Muslime, ihre Person oder ihre Güter

seien fraglos rechtlich zu ahnden – wie gleichgeartete Attacken gegen Juden, Frauen, «Weisse», Homosexuelle usw. «Aber «Islamophobie» ist ein durch Salafisten geprägtes Schlagwort mit politischer Zielrichtung. Es sucht jegliche Kritik an ihrem eigenen Diskurs und an ihrem Streben nach Hegemonie mundtot zu machen. Irregleitet Antirassisten leisten ihnen dabei Vorschub.»

Als frappantes Beispiel für diesen Vorgang zitiert Kepel den «Bannfluch» von 19 Akademikern gegen den algerischen Publizisten Kamel Daoud, der sich kritisch zu den Silvester-Übergriffen in Köln geäußert hatte. Kepel solidariert sich dezidiert mit Daoud – und verurteilt seine Kritiker scharf: «Eine kleine, «links-islamische» Sekte, deren Mitglieder unbedeutende Bücher publizieren, einander die Steigbügel halten, allerlei Kommissionen kolonisieren und so die junge Forschergeneration rekrutieren unter Ausschluss all derer, die nicht so denken wie sie ...»

Gilles Kepel, Autor zahlreicher Bücher zum Spannungsverhältnis zwischen Muslimen und der westlichen Welt, lehrt in Paris an der Ecole normale supérieure und am Institut d'études politiques. Am 18. Mai wird er als Gast des Schweizerischen Instituts für Auslandsforschung in Zürich einen Vortrag zum Thema «Jihad in Europa» halten.

Gedankenfreiheit für die Türkei

Namhafte Schriftsteller protestieren

as. Die rabiate Repressionspolitik, mit welcher die türkische Regierung kritische Journalisten kaltstellt, hat die internationale Schriftstellergemeinde aufgerüttelt. Ein vom internationalen PEN lancierter offener Brief an Premierminister Davutoglu wurde von mehr als 100 Autorinnen und Autoren unterzeichnet. Das Schreiben prangert eine Gesetzgebung und Überwachungspraktiken an, infolge deren nicht nur die Meinungs- und Ausdrucksfreiheit von Journalisten und Autoren, sondern die Grundrechte und bürgerlichen Freiheiten der gesamten Bevölkerung bedroht

sein. Insbesondere wird auch auf den dieser Tage angelaufenen Prozess gegen Can Dündar und Erdem Gül Bezug genommen: Der Chefredaktor und der Leiter des Hauptstadtbüros der Tageszeitung «Cumhuriyet» müssen sich wegen angeblicher Spionage und Landesverrat vor Gericht verantworten, dabei drohen ihnen lebenslange Haftstrafen.

Unterzeichnet wurde der Brief unter anderem von den Literaturnobelpreisträgern J. M. Coetzee und Mario Vargas Llosa, von Margaret Atwood, Colm Tóibín, Monica Ali, Yann Martell und Elif Shafak.